

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 39.

Freitag, den 14. November.

1924.

(10. Fortsetzung.)

Die Dame im Rollstuhl.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Sven Elveblad.

Endlich fand er, was er gesucht hatte — ein kleines Inserat, das er abschnitt und in seine Westentasche steckte.

Es war sieben Uhr abends, und er hatte noch nicht Mittag gegessen. Asbjörn Krag befand sich offenbar mitten in einer dringenden Angelegenheit, die ihm nicht einmal Zeit ließ, eine ordentliche Mahlzeit einzunehmen. Stehenden Fußes aß er ein wenig kaltes Fleisch, warf sich den Regenmantel über, obwohl das Wetter durchaus nicht drohend aussah, drückte sich den breitrandigen Hut in die Stirn und ging aus.

Nun nahm er den gewöhnlichen Weg.

Als er ein Stück gegangen war, bemerkte er eine Gestalt, die sich in einem gegenüberliegenden Tor zu verbergen suchte; es war der Amerikaner. Asbjörn Krag grüßte ihn höflich und ging ruhig weiter.

Im Zentrum der Stadt angekommen, trat er rasch in das Grand Hotel, in den Eingang der Karl Johansgade. In der Vorchalle traf er den Direktor.

„Ich bin nicht hier“, sagte er, „und ich war auch nicht hier.“

Der Direktor lächelte verständnisinnig.

„Jawohl“, antwortete er, „ich habe Sie seit einem halben Jahr nicht gesehen, und auch heute sah ich keine Spur von Ihnen.“

Während Krag den Speisesaal durchschritt und nach der Rosenkransgade hin das Hotel verließ, eilte ein Herr von amerikanischem Aussehen von der Karl Johansgade aus in die Halle. Er bat, den Direktor sprechen zu dürfen, und übergab diesem eine Karte. Nachdem der Direktor sie gelesen, wurde er sehr nachdenklich . . .

Doch wir folgen Krag.

Einige Minuten später stand er vor einem anderen Hotel, einem der vielen Privathotels, die sich in diesem Teil der Stadt befinden.

Krag ging in das Kontor. Er schien auch hier wohlbekannt zu sein, denn man überließ ihm sofort das Fremdenbuch, als er darum bat.

Er ging die Reihen durch und hielt bei einem merkwürdigen Namen und einem bestimmten Datum an. Da stand: Gutsbesitzer Zyprian Kuslevatn. Krag zog bei der Sekretärin nähere Erkundigungen über diesen Mann ein.

„Wie alt kann er wohl sein?“

„Etwa vierzig Jahre.“

„Wie sieht er aus?“

„Blond, stattlich, gut gekleidet und macht im ganzen den Eindruck eines wohlhabenden, gebildeten Gutsbesitzers aus dem Hochland. Er spricht einen ausgeprägten ostländischen Dialekt.“

„Bekommt er häufig Besuch?“

„Nein. Ab und zu besucht ihn eine Dame mittleren Alters. Sie kommt um ein Uhr mittags. Um diese Zeit ist Herr Kuslevatn stets zu Hause anzutreffen.“

„Wie sieht die Dame aus?“

„Rothhaarig, üppig, ein scharfes, herrisches Gesicht, spricht ausländischen Akzent.“

Krag nickte befriedigt.

Er war auf der rechten Spur, denn das war Frau Habermanns Signalement.

Der Detektiv legte Hut und Mantel ab.

„Ist Herr Kuslevatn jetzt zu Hause?“

„Ja, er ist hier. Er kam vor einer halben Stunde nach Hause, aber er pflegt um 8 Uhr auszugehen, es ist also keine Zeit zu verlieren, wenn Sie ihn sprechen wollen. Er wohnt vier Treppen hoch, Zimmer Nr. 34.“

Krag wollte gerade das Hotel verlassen, als eine Dame von der Straße aus das Hotel betrat. Krag sah sie durch die Glasscheibe der Tür. Als er sie erkannte, wandte er alle Aufmerksamkeit den auf dem Tisch liegenden Zeitungen zu und begann eifrig darin zu blättern.

Die Dame stieg die Treppe hinauf.

Krag sah die Sekretärin fragend an.

„Ist sie es?“ fragte er.

Das Fräulein nickte.

Die Dame war Frau Habermann.

Dreizehntes Kapitel.

Ein Bekannter.

Die Sekretärin wurde ein wenig nervös, als sie erkannte, daß Asbjörn Krag in ihrem sonst so stillen Hotel „einen Fall“ zu haben schien. Doch der Detektiv beruhigte sie. Er erklärte ihr ausdrücklich, daß nicht etwa ein Verbrechen begangen worden sei, sondern daß er sich nur eine persönliche Auskunft einholen wolle. Es handle sich um eine Erbschaft, sagte er, eine mehrere hundert Dollar betragende Erbschaft aus Amerika. Das Hotel würde in keiner Weise dadurch in Mißkredit geraten.

Der Zufall wollte es, daß das Zimmer neben Nummer 34 unbewohnt war. Asbjörn Krag legte natürlich sofort Beschlagnahme darauf und schlich sich vorsichtig hinein. Wie gewöhnlich in Hotels, befand sich zwischen den beiden Zimmern eine verschlossene Tür.

Er hörte drinnen ein leises Gespräch, konnte aber die Worte nicht verstehen. Das Schlüsselloch war drinnen durch die Klappe verdeckt. Das ärgerte ihn, doch fand er sich damit ab und setzte sich in lauschender Haltung an die Tür. Zwar fing er nur vereinzelte Worte auf, aber nicht genug, um den Zusammenhang zu verstehen. Er mußte sich gedulden.

Nach einer halben Stunde hörte er eine Tür knarren — Frau Habermann ging fort. Der Gutsbesitzer Zyprian Kuslevatn blieb in seinem Zimmer. Man vernahm drinnen seine Schritte. Er ging auf und ab.

Da verließ Asbjörn Krag seinen Beobachtungsposten. Er war gerade im Begriff, bei dem Gutsbesitzer anzuklopfen, als er eine plötzliche Eingebung hatte. Eilig begab er sich zurück in das Kontor, zog seinen Mantel an und schob den Hut tief in die Stirn. In dieser Weise verhüllt, war er auf den ersten Blick nicht leicht zu erkennen. Er bat die Buchhalterin, Herrn Kuslevatn melden zu lassen, daß ein Herr ihn zu sprechen wünsche. Der Bote kam zurück mit dem Bescheid, Herr Kuslevatn lasse fragen, um was es sich handle. Er sei durch Korrespondenzen eifrig in Anspruch genommen. Der Besuch scheine dem Herrn sehr unangelegen zu kommen, meinte der Bote, er habe gefragt, wie der Remde ausläbe usw.

Krag überlegte einen Augenblick. Dann aber ging er direkt hinauf, ohne noch eine weitere Erklärung voranzuschicken. Er klopfte an die Tür von Nummer 34.

„Wer da?“ fragte eine Stimme von drinnen. „Asbjörn Krag aber antwortete nicht. Er drückte die Klinke hinunter, öffnete die nicht verschlossene Tür und trat ein.“

Vor ihm stand Herr Kuslevatn. Er war offenbar nicht mit Briefschreiben beschäftigt. Wahrscheinlich war er während der ganzen Zeit in tiefem Nachdenken im Zimmer auf und ab gegangen.

In dem Augenblick, da Krag den Mann sah, durchfuhr es ihn wie ein Stoß. Er schien diesen Menschen zu kennen und in höchstem Grade überrascht zu sein. Der Gutsbesitzer aber merkte nichts Auffälliges. Das plötzliche Eindringen des Fremden empörte ihn.

„Wer sind Sie und was wollen Sie?“ fragte er. „Asbjörn Krag antwortete nicht sogleich. Er behielt den Hut auf dem Kopf, so daß der Fragende nur den unteren Teil seines Gesichts sehen konnte.“

Krag trat ein paar Schritte näher. „Erkennen Sie mich nicht?“ fragte er.

Der andere fuhr jäh zurück und stützte sich an den Tischrand.

„Mir ist allerdings, als müßte ich diese Stimme kennen, doch . . .“

Da nahm Krag den Hut ab, nickte und sagte: „Guten Tag, alter Freund . . . Hallo, wohin so rasch . . .!“

Der Gutsbesitzer war nämlich zur Tür gestürzt. „Asbjörn Krag stellte sich vor ihn.“

„Es freut mich, einen alten Bekannten zu treffen“, sagte er, „das hätte ich, aufrichtig gestanden, nicht erwartet. Warum haben Sie denn solche Eile, mein Lieber, wir hätten vielleicht manches miteinander zu besprechen, wie es alten Bekannten stets ergeht, wenn sie sich eine Zeitlang nicht gesehen haben. Sie waren dieses Mal ein wenig unvorsichtig.“

„Ich war unvorsichtig?“ brummte der Gutsbesitzer. „Was meinen Sie damit?“

„Ich meine mit Bezug auf die Wahl Ihres Zimmers. Wie konnten Sie sich's auch einfallen lassen, so hoch zu wohnen. Wie Sie sich wohl erinnern werden, hatten Sie vor zwei Jahren ein Zimmer im ersten Stock, und da blieb Ihnen stets der Fensterweg, wenn unwillkommene Gäste durch die Tür kamen. Aber im vierten Stock!“

„Im ersten Stock, ja“, zischte der Gutsbesitzer und schielte zur Tür, „da hatten Sie Ihre Leute unter dem Fenster.“

„Ja, natürlich“, sagte Krag belehrend, „seine Leute muß man stets im Bereich haben. Aber warum blicken Sie denn nur so zärtlich nach der Tür, Herr Gutsbesitzer? Ich kann Ihnen versichern, daß das ganz zwecklos ist. Sie entschlüpfen mir nicht, ehe wir eingehender miteinander gesprochen haben, falls Sie nicht das Fenster vorziehen sollten. Der Weg steht Ihnen offen, bitte sehr. Ich schlage Ihnen allerdings vor, die Sache ruhig zu nehmen und sich zu setzen. Setzen Sie sich!“ gebot Krag.

Der andere sank in einen Stuhl.

„So“, sagte der Detektiv, „nun können wir besser miteinander sprechen. Doch wenn Sie es erlauben, bleibe ich an der Tür stehen. Ich bin des Eigens müde, müssen Sie wissen. Ich habe nämlich lange still gelesen, eine ganze halbe Stunde lang hier im Nebenzimmer an der Tür. Zuweilen ist es recht langweilig, so allein zu sitzen, wenn man nichts Besonderes zu tun hat und kein interessantes Gespräch belauschen kann.“

Der Gutsbesitzer sah den Detektiv verblüfft aus gehässigen Augen an. Er glaubte natürlich, der Detektiv habe das ganze Gespräch gehört.

„Asbjörn Krag betrachtete ihn forschend.“

„Gar nicht so übel“, sagte er halb zu sich selbst, „aber doch nicht überzeugend genug. Das letzte Mal hatten Sie schwarzes Haar, wie Sie sich wohl erinnern, das war damals, als Sie die kleinen Unannehmlichkeiten mit den Wechseln hatten. Doch ich sah Sie auch schon mit freidecktem Haar. Wie ist es denn nun eigentlich: schwarz, weiß, braun oder rot?“

„Braun“, antwortete der Gutsbesitzer widerwillig.

(Fortsetzung folgt.)

Falschspieler-Tricks.

Von Samari (Frankfurt).

Die Falschspieler sind in ihrer Art Künstler und vollführen ihre oft gar nicht leichten Tricks unter viel schwereren Bedingungen als die Zauberkünstler. Während sich nämlich letztere stets in angemessener Entfernung von dem Publikum produzieren, müssen die Falschspieler inmitten ihres Publikums, fast Schulter an Schulter mit ihren Opfern arbeiten, und diese „Zuschauer“ werden sicherlich nicht schweigen, wenn sie einen Trick durchschaut haben. Die von den Falschspielern angewandten Kniffe sind überaus zahlreich; es können daher auch nur die besonders charakteristischen Tricks hier Berücksichtigung finden.

Um die launische Glücksdämon zu zwingen, ihm ihre Gunst zuzuwenden, vertauscht der Falschspieler häufig das benützte Spiel mit einem anderen, dessen Blätter entweder geseichnet oder besonders geordnet sind. Diese Vertauschung bewerkstelligt er dadurch, daß er die das Spiel haltende Hand einen Augenblick unter den Rock bringt, den Talon in eine an der Rückseite der Hölse angebrachte kleine Tasche steckt und einer zweiten Tasche das präparierte Spiel entnimmt. Besser noch ist es, wenn die beiden Taschen an der linken Seite der Weste angebracht sind, da dann die Vertauschung bequemer, allerdings auch gefährlicher wird. Man hat sogar eine Mechanik konstruiert, welche das Austauschen der Spiele ganz selbsttätig besorgt. Diese ist in dem rechten Armel des Falschspielers verborgen und wird durch das Auflegen der Hand auf das Spiel ausgelöst. Sie zieht dann dieses in den Armel hinein und schiebt dafür den präparierten Talon unter die Hand des Spielers. — Damit die Reihenfolge der Karten in dem vertauschten Spiel nicht durch das „Abheben“ gestört wird, besorgt der Falschspieler dies, wenn möglich, selbst. Er hebt dann zwar regelrecht ab, legt aber die beiden Pakete nicht völlig genau aufeinander, was niemand beachtet. Hierdurch wird er in den Stand gesetzt, die beiden Spielhälfen im geeigneten Augenblick durch die Kante wieder umzuwechseln zu können. Will er aber von einer anderen Person abheben lassen, so hat er das Spiel bereits vorher selbst abgehoben und das eine Kartenspiel aufwärts, das andere aber abwärts gebogen, wodurch zwischen den beiden Talons nach der Wiedervereinigung ein Hohlraum entsteht, der den Abhebenden, ohne daß er sich dessen bewußt wird, zwingt, gerade da abzuheben, wo der Betrüger es wünscht. Durch das Umwechseln der Kartenspielhälfen wird alsdann die frühere Ordnung des Spiels wiederhergestellt.

Markierte Karten bieten dem Falschspieler natürlich große Vorteile, da sie es ihm ermöglichen, die Karten seiner Mitspieler von der Rückseite aus zu erkennen und danach sein Spiel einzurichten, oder auch beim Kartengeben die vorteilhaftesten Blätter für sich zu behalten. Die Markierung geschieht meistens durch Einzeichnen zweier Punkte in das Rückenmuster der Karte, welche durch ihre Stellung, die jedesmal anders ist, Farbe und Wert der Blätter verraten. Die Karten einer Frankfurter Spielkartenfabrik sind z. B. für diesen unläuterer Zweck wie geschaffen, da deren Rückseiten mit lauter weißen Punkten garniert sind, welche nur noch der Anbringung der Merkmale zu barren scheinen. Der Fabrikant hat selbstverständlich bei der Herstellung der Karten nicht daran gedacht, daß diese auch betrügerischen Zwecken nutzbar gemacht werden können.

Manche Falschspieler legen von einer Markierung der Karten ab; sie prägen gewisse, wenn auch noch so unbedeutende Fehler in dem Rückenmuster der Blätter ihrem Gedächtnis als Merkmal ein. Andere wieder bringen mittels einer feinen Nadel winzige Erhöhungen auf der Rückseite der Karten an, die nicht sichtbar, sondern nur fühlbar sind, aber trotzdem genügen um den Betrüger beim Kartengeben jedes Blatt erkennen zu lassen. Häufig werden diese Zeichen erst während des Spiels angebracht, und zwar mit Hilfe eines sogenannten „Koferrings“, der auch den Zauberkünstlern nicht unbekannt ist. Man versteht darunter einen gewöhnlichen Fingerring, der an seiner unteren Seite eine kurze Nadelspitze besitzt, welche der Falschspieler beim Kartengeben oder anderen Gelegenheiten an bestimmten Stellen in die durch seine Hände wandernden Blätter drückt.

Ein Berliner Falschspieler wandte einst einen eigenartigen Kniff an, indem er die Zeichen auf den Rückseiten der Karten mittels Bismuth herstellte. Diese waren nur für ihn allein sichtbar, weil er schwarze Augengläser trug. Eines Abends wollte es jedoch der Zufall, daß die Beleuchtung des Spiellokals plötzlich verlagerte und nun alle Teilnehmer am Jeu die leuchtenden Merkmale auf den Karten wahrnahmen. Wütend stürzten sich alle auf den Betrüger, der, als er sein Geheimnis entdeckt sah, sofort aufgesprungen war. Es gelang ihm indessen, sich frei zu machen und in der Dunkelheit zu entkommen. — Bemerkenswert ist noch, daß von den Falschspielern vielfach Brillen und Kneifer mit stark vergrößerten Gläsern getragen werden, die ihnen das Erkennen der Zeichen an den Karten der Mitspieler bedeutend erleichtern.

Nicht selten findet sich auch unter den Zuschauern der Spieler, den „Kiebitzen“, ein Gehilfe des Falschspielers, der dann durch geheime Zeichen die Karten der Teilnehmer am Spiel erfährt.

Auf äußerst raffinierte Weise gingen vier russische Falschspieler zu Werke, die in der Gouvernementsstadt Penia einen eleganten Spielalon eingerichtet hatten. Die Decke dieses Salons war tapetiert, und die Tapete wies ein Sternmuster auf. Hier und da war der Mittelpunkt eines Sternes

durchbohrt, und es konnte durch diese Gucklöcher ein über der Decke liegender Gehilfe bequem in die Karten der Spieler sehen. Das Ergebnis seiner Beobachtung übermittelte er seinem am Tische sitzenden Komplizen mittels einer telegraphischen Signalmaschine, deren Drähte durch die Wände nach dem Fußboden des Spielzimmers liefen, wo sich eine Vorrichtung befand, die dem Betrüger durch leise Schläge unter den Stiefel genau die Karten des Opfers, das „gehoren“ werden sollte, angeben konnte. Die fortwährenden Verluste machten die Besucher der Spielhölle aber bald arbeitsmäßig, und schließlich holte man die Polizei, welche den Bankhalter verhaftete und das Lokal verriegelte. Die Verbrecher wurden zeitlebens nach Sibirien verbannt.

Auch den „Palmieren“ benannten Kunitariff haben die Falschspieler sich nutzbar gemacht und verwenden ihn, um Karten, von deren Besitz sie sich Gewinn versprechen, unentdeckt dem Spiel zu entziehen und an sich zu bringen, oder auch, um in der Hand verborgene Karten heimlich in das Spiel zu platzieren. Besitzt der betrügerische Spieler nicht die Geschicklichkeit, um die Karten durch bloßen Muskeldruck unauffällig in der Hand halten zu können, so schiebt er sie in eine kleine Klammer, die an seinem Fingerring befestigt ist. Es gibt auch mechanische, im Armel unterzubringende Vorrichtungen, welche den mit ihnen Ausgerüsteten, bei einer bestimmten Bewegung des Armes, eine oder mehrere Karten heimlich in die Hand schieben.

In Monaco verschafften sich zwei Gauner beim Tiente et Quarante einen Spielgewinn von insgesamt 72 000 Goldfranken dadurch, daß einer der Betrüger seinem Genossen, dem Bankhalter (!), einen Tausendfrankenschein, unter dem mehrere Karten verborgen waren, zum Wechseln überreichte. Der unreelle Bankhalter legte das Wertpapier zunächst auf die vor ihm liegenden Karten und vereinierte dadurch die eingeschmuggelten Blätter unentdeckt mit jenen. — Das Tiente et Quarante wird mit sechs Whistspielen, also zusammen 32 Karten, gespielt. Es kamen dabei in früheren Jahren häufig Betrügereien durch Einschmuggeln fremder Karten vor, die jedoch gegenwärtig durch die Benützung besonderer und stets veränderlicher Spiele sowie andere sinnreiche Vorkehrungen, unmöglich gemacht sind.

Zu dem Handwerkszeug eines routinierten Falschspielers gehört auch ein kleiner, geschliffener Spiegel, der entweder in dem Korbe einer kurzen Weile, im Deckel einer Schnupftabakdose oder in einem anderen, harmlos aussehenden Gebrauchsgegenstand verborgen ist und gewöhnlich erst durch Druck auf einen geheimen Knopf hervortritt. Der Falschspieler legt das Requisit beim Kartengeben so vor sich auf den Tisch, daß er die Karten, welche er an seine Mitspieler verteilt, im Spiegel zu erkennen vermag. Er weiß nun, welches Blatt dieser oder jener der Spielenden hat und kann dies zu seinem Vorteil ausnutzen. Manche Falschspieler erheben auch ein pyramidenförmig geschliffener Kristall, der mit Quecksilber ausgefüllt ist und als Hierauf ihres Rings dient, den Spiegel, da die dreieckigen Flächen dieses Steins das Bild der darüber gehaltenen Karten reflektieren.

Auch tonisch beschliffene Spiele, bei denen die eine Schmalleite eine Weite kürzer ist als die andere, so daß also jede Karte die Form eines Keils hat, werden von den betrügerischen Spielern nicht verschmäht. Diese Talons, deren Präparation der Ueingeübteste nicht bemerkt, bieten den Vorteil, daß man eine oder mehrere bestimmte Karten mit Leichtigkeit aus dem Spiel ausscheiden kann. Legt man nämlich eine Karte vertehrt in das Spiel, d. h. mit ihrer breiten Seite auf die kurze der übrigen Blätter, so fühlt man sie sofort heraus, wenn man den Talon an dem schmalen Ende erfaßt. Auf diese Weise vermag der Falschspieler die besseren Karten, wie Ah, Dame, König usw., welche er vertehrt in das Spiel steckt, beim Verteilen der Karten unentdeckt an sich zu bringen.

Nicht nur im Salon trifft man die Falschspieler, auch in der Eisenbahn. Auf recht unauffällige Weise, und unter dem Deckmantel der Zufälligkeit werden oft Reisende, die nichts Schlimmes ahnen und denen ein „Spielchen“ auf der oft langen Reise eine angenehme Abwechslung ist, auf das unglaublichste „ausgesogen“. Die Inszenierung geht meist wie folgt vor sich: Ein „Reisender“ steigt auf einer Station ein und setzt sich schwermütig in eine Ecke. Einige Stationen weiter gesellt sich noch ein „harmloser Reisender“ zu den übrigen, der mit dem zuletzt eingestiegenen eine Unterhaltung „antküpft“, die immer derart ausgeht, daß letzterer den eriteren zu einem „Spielchen“ einlädt, wozu sich der Betreffende auch „gerne“ bereit erklärt. Es wird nur mit kleinen Einlagen „gespielt“. Nach einer Weile — das ergibt schon eine so lange Eisenbahnfahrt — geraten auch die anderen Reisenden mit ins Gespräch, das meist damit endet, daß nun auch die anderen Reisenden zum Mitspielen gereizt werden. Man spielt anfangs mit kleinen Beträgen und läßt den Fremden auch einige Spiele gewinnen. Nun erst beginnt die betrügerische Tätigkeit der „harmlosen“ Reisenden. Der Einsatz wird bedeutend erhöht, und plötzlich beginnt sich das Blättchen zum Guten der Gauner zu wenden. Oft bekommt der wirklich harmlose Reisende das Vielfache seines „Gewinns“ wieder abgenommen, ohne daß er die Betrüger durchschaut. Erst das Endziel des Verlierers unterbricht die Fortsetzung des Spieles, oder, wenn die Falschspieler ihre Tische genügend voll haben, steigt erst der eine, dann der andere Falschspieler aus. Mit Vorliebe werden Nachtzüge benützt. Diese Wahrnehmung habe ich speziell auf der Strecke Berlin-Hamburg gemacht und bei meiner Rückreise festgestellt, daß es sich um eine wohlorganisierte Falschspielerverbande handelt, denn diesmal waren es wieder andere, die unter denselben Begleitumständen ihr „Handwerk“ ausübten, ohne daß einer

der anderen Reisenden die wahren Absichten der Gauner durchschaut hätte. Mit Vorliebe wird das „Kümmelblättchen“ gespielt.

Man sieht also, daß den Betrüger überall am Spieltisch und auf der Reise Mittel und Wege genug zur Verfügung stehen, um ihren Opfern das Fell über die Ohren zu ziehen.

Neue Bücher

* Friedrich v. Gagern: „Das nackte Leben“. Roman. (Verlag von Paul Parey, Berlin.) F. v. Gagerns Erzählungskunst, die sich mit der anschaulichen Schilderung von Land und Leuten weit hinaus hebt über landläufige Unterhaltungsliteratur, hat hier den Roman des einsamen Menschen gestaltet, der überläßtigt von den Errungenschaften der Zivilisation, fern von der Kultur, die wahre Freiheit findet. Daß der Schauplatz der interessanten und mit überauswunderbarer Sachkenntnis geschilderten Ereignisse Marokko, die wildromantische Fels- und Wüstenlandschaft des Riff ist, gibt dem Buch eine gewisse aktuelle Bedeutung. Man lasse sich durch den Umfang des Werkes (es umfaßt beinahe 500 Seiten) nicht abhalten. Die spannungsvolle Handlung, die eine wundervolle Sprache und eine überzeugende Darstellungskunst immer von neuem fesselnd vor uns abrollen läßt, zwängt von Anfang bis zum Schluß in den Bann des abenteuerreichen Geschehens.

* „Michelangelo“, Roman eines Titanen. Von Herrn. Cl. Rosel. Mit 17 Niederlagen von Werken des Meisters und seiner Handschrift. (Verlag von Kl. Bong, Berlin.) Wie ein Geniestück zu seinem Albrecht-Dürer-Roman wirkt diese neue Erzählung Herrn. Cl. Rosels, in deren Mittelpunkt der trotzig, mit den Dämonen der eigenen Brust gewaltig ringende Titan der italienischen Renaissance steht. Kampf ist das Element des Lebens dieses Einamen, der fast gleich groß als Bildhauer, Mäler, Architekt und Dichter vor uns steht, Kampf mit seinen Auftraggebern, den Päpsten, um des höchsten Zieles seiner Kunst willen; Kampf mit seinen Zeitgenossen, den übrigen Meistern der Renaissance; Kampf um seine Vaterstadt Florenz, da der aus altem Adelsgeschlecht stammende Buonarroti für ihre Freiheit als Republikaner gegen die Medici eintritt; Kämpfe in tiefsten Glaubensfragen, wobei sich der Künstler zu Savonarola bekennet, der den Scheiterhaufen bestiegen mußte; Und Kampf gegen die eigene Sinnlichkeit, bis den Alternden eine Liebe höherer Art mit Vittoria Colonna verbindet. Zugleich eröffnet sich ein farbenreiches Bild der Renaissance, da Michelangelo am Hofe der Päpste, ferner in Florenz und auf seinen Reisen mit fast allen bedeutenden Männern seiner Zeit zusammentrifft. Mit dem erareifend daraustretenden Lode des Titanen fühlt man die grobe Epoche, deren Gipfelpunkt er war, dahinsinken. Die Bildbelegungen des reich und vornehm ausgestatteten Buches tragen dazu bei, von Michelangelo und seinem Schaffen eine lebendige Anschauung zu geben.

* „Sellen-Nassauische Bücherreihe für Schule und Haus“, herausgegeben von Otto Stürkath. (Heimatdichtungen-Verlag, A. Berneder, Mellungen.) Heft 1: Jammer und sein Ende, Heft 2: Nassauischer Sagenborn, Heft 3: Morgen wieder lüft! Heft 4/5: Nassauisches Dorfleben. Die von dem bekannten Heimatdichter und Volksforscher Otto Stürkath herausgegebenen Sellen-Nassauische Bücherreihe will das wertvolle Heimatbuch pflegen und hat in ihr Programm das geschichtliche, mundartliche, köstliche, naturwissenschaftliche und technische Gebiet eingeschlossen. Wenn sich die Bändchen auch vornehmlich an die Jugend wenden, so sind sie darum für den Erwachsenen eine nicht weniger reizvolle und anregende Lektüre. Das erste Bändchen „Jammer und sein Ende“ gibt das Tagebuch des Niehener Barrers Niebanus aus den Jahren 1636/37 in hochdeutscher Umschrift wieder. Dem zweiten Bändchen „Nassauischer Sagenborn“ zwei Tübender nassauischer Sagen enthaltend, geben vier prächtige Federzeichnungen des Wiesbadener Landschafters Willy Mulo einen besonderen Schmuck. Der Erzähler, Otto Stürkath, hat eine glückliche Form gefunden, die teils bekannten, teils wohl seinen umfangreichen Sammlungen entnommenen Sagen darzustellen. Im dritten Bändchen „Morgen wieder lüft!“ stellt ein Kaffee-Tische seine Erlebnisse während des westfälischen Königsreichs in frischer, lebendiger Weise dar. Im vierten Bändchen „Nassauisches Dorfleben“ weist der bekannte Leitwitzer Nationalökonom Karl Bücher aus seinem Jugendleben ein abgerundetes Bild nassauischen Dorflebens an, entwerfen, Streubildern von Willy Mulo-Wiesbaden, flott und lebendig hingeworfen, gereichen dem starken Bändchen zur besonderen Zierde.

* „Musikalische Bildung und Erziehung zum musikalischen Hören. Von A. Scherina. (Verlag von Quelle u. Meyer in Leipzig.) 4. Auflage. Dieser treffliche Berater zum Verständnis der Musik wendet sich an die weitesten musikfreundlichen Kreise; er gewährt einen belehrenden Einblick in Wesen und Wirkungen der musikalischen Ausdrucksmittel. Während im 1. Teil die musikalische Form zerlegt und ihre Bezeichnung an treffenden Beispielen demonstriert wird, brint der 2. Teil feinsinnige Analysen einiger Kompositionen des klassischen und romantischen Stils. Der Name des Verfassers bürgt allerdings für vornehmste Entfaltungsweise, Wahrheit und Klarheit der Darstellung.

Aus altnassauischen Familienpapieren.

Von Adolf Unzer.*)

II.

Als guter Menschenkenner und vielleicht auch eingebend bei eigenen in Idstein verbrachten Schulzeit von 1776 bis 1783 legte Geheimrat Bigelius Wert darauf, in steter geistiger Verbindung mit seinem Aeltesten zu bleiben und so berichtet er ihm denn auch zeitweilig über die kleinen Ereignisse des häuslichen Lebens, während die um das leibliche Wohl besorgte Mutter dem abwesenden Sohne durch gelegentliche Sendung von Svaraceln Obst und selbstgebackenem Kuchen an den Genüssen der heimischen Tafel teilnehmen läßt. Als Überbringerin diente meist die Idsteiner Botin; aber auch sonst bestand reger Verkehr zwischen Wiesbaden und Idstein, so daß sich häufig Gelegenheiten bot, Briefe, Päckchen, insbesondere auch die „Schwarze Bälge“, die im Elternhause gewaschen, als „weiße Bälge“ nach Idstein zurückkehrte, hin und her zu befördern. Wir hören die Klagen über das Wetter; Ende Mai 1812 war es an mehreren Tagen so kalt, daß viele Leute wieder Feuer in den Öfen anmachten und in vielen Gärten die Bohnen verfroren und die Weinstöcke durch Frost zu leiden hatten. — Gelegentlich kam auch der Vater mit einer Tochter oder dem jüngeren Sohne August, einen Sonntag denkend, selber nach Idstein, um von Rektor Snel und den übrigen Lehrern, insbesondere auch von dem Sprachlehrer Konfort, zu erfahren, ob Louis als Schüler die erhofften Erwartungen erfülle. Nicht immer waren das angenehme Besuche für Louis; bei einer solchen Anwesenheit hat ihm einmal der Vater gar kräftig ins Gewissen geredet wegen der seit einiger Zeit von den Lehrern gerügten Nachlässigkeit im Unterricht, dann aber auch das Versprechen alsbaldiger Beförderung empfangen. Es war nach solcher Aussprache gewiß pädagogisch richtig, wenn der Vater die Erlaubnis zur Teilnahme am nächsten Kurhausball von der Zustimmung des Herrn Rektors abhängig machte, während er unter gewöhnlichen Umständen gerne selber für den Sohn die Bewilligung dieses Vergnügens erbeten haben würde.

Auch in anderer Hinsicht war der strenge Vater nicht immer mit dem Verhalten des Sohnes einverstanden; am 3. Juli schrieb er ihm folgende Zeilen: Die unglückliche Prinzessin Louise von Nassau, welche am verwichenen Dienstage Morgen durch Idstein transportiert wurde, ist nach Hünnaen gebracht und in der dortigen Familien-Krucht des Herzoglichen Hauses benesetzt worden. Diese Verloren verdient wirklich Bedauern, indem sie aus Tiefinn den unglücklichen Entschluß faßte, ihrem Leben selbst ein Ende zu machen. Eine Folge mangelhafter Erziehung und zweckmäßiger Beschäftigung.

„Es hat mir nicht gefallen, daß Du so gleichgültig wärest. Dich nicht einmal zu erkundigen, wohin man diese Prinzessin transportiert habe. Neugierde klebet zwar einen jungen Menschen sehr schlecht allein Gleichgültigkeit gegen wichtigere und selten vorkommende Gegenstände verrathen eine Indolenz (i. e. Trägheit) — welche um so nachtheiliger wirkt, als dadurch alle Wikkbegehrte und das Bestreben in untern Er-fahrungen immer weiter zu kommen, nach und nach gänzlich unterdrückt wird. Obiger Todesfall, welcher unfern Landes-herren, dem wir so vieles verdanken, sehr nahe aneabet, sollte Dir aber wirklich nicht gleichgültig aewesen sein.“

„Abriqens war Deine Nachricht, daß Seine Durch-laudt der Herzog vom Schläge gekürrt worden sey, un-gegründet. Er hat vielmehr das seine Tochter betroffene An-ßid mit Gelassenheit und Ergebung in die Füßungen Gottes benommen und standhaft ertragen, ob es ihm gleich sehr zu Herzen gegangen ist; er laete am voriaen Mittwoch selbst in mir; man müsse sich so trouria es auch sein — in alles fügen! woben ihm aber doch die Thänen in die Augen traten.“

Prinzessin Luise Marie, von der hier die Rede ist, war die vierte Tochter aus der am 25. April 1775 geschlossenen Ehe des damaligen Fürsten Friedrich August von Nassau-Hünnaen mit der 1751 geborenen Prinzessin Luise von Waldeck. Sie war am 18. Juni 1782 geboren, also bei ihrem Ableben 30 Jahre alt.

Anläßlich dieses Trauerfalls, brachte das Verordnungs-blatt des Herzogtums vom 29. Juni 1812 folgende Bekannt-machung des Herzoglichen Staatsministeriums:

„Es hat der östlichen Vorsehung gefallen, die durchlauch-taste Prinzessin Louise Marie von Nassau am 27. des laufen-den Monats aus die-m Leben abuberufen.“

Am 5. Juli sollte deshalb überall Trauererklärt statt-finden und von da ab 14 Tage lang täglich von 11 bis 12 Uhr; die Barrer hatten beim Gottesdienst den Todesfall von den Kanzeln öffentlich zu verkündien.

Zu den heimatischen Geschrieben, die Louis zweifellos lebhaft interessierten, gehörte ein Rückzug im Nersbach. Der Vater berichtet darüber am 14. August: „Gestern haben wir

zum erstenmal die Bach im Nersberg gefischt, aber mit der größten Mühe, welche sich Louis Schlichter und S. Wols dabei thaten, dennoch nicht mehr als 15 Forellen, und etwa 20 kleine Krebse erhalten; es ist offenbar, daß die Bach durch Diebe stark ausgefischt wird. — Was wir gestern erhielten wurde im Nersberg soaleich abgelotten und geessen, indem wir den ganzen Nachmittag daselbst zubrachten und die Lanten nebst der Frau Bas Schlichter im „Adler“, und Wols“ Mingen im „Adler“ pp. den Caffee daselbst tranken. Wir wurden aber durch einen Regen mitten in unserem Ver-gnügen gekürrt.“

Der hier erwähnte Louis Schlichter war wohl der Sohn der Badewirtin Schlichter, der Besitzerin des Badhauses zum Adler in der Langgasse; nach der Annae Spielmanns in seinem Büchlein über „Die Stadt Wiesbaden und ihre Be-wohner zu Anfang uneres Jahrhunderts“, 1897 erschienen, gehörte das Gasthaus zum Wols zum Schlichterischen Besitz und war 1810 von Louis Schlichter wieder in Betrieb gesetzt worden; heute steht an seiner Stelle die Löwenapotheke. Minchen Schlichter heiratete 31. Mai 1813 den Major Theo-dor Thilemann.

In der zweiten Hälfte des Monats August war die Schulprüfung, von der das Aufücken in eine höhere Klasse abhing; Louis Bigelius sollte nun nach Sekunda kommen. Ob es ihm gelungen ist, dies Ziel zu erreichen, läßt sich aus den vorliegenden Schreiben nicht entnehmen; am 4. September begannen die Herbstferien, und 5 Wochen später kehrte Louis aufs Gymnasium zurück diesmal begleitet von seinem 1799 geborenen Bruder August, der nun mit ihm die Stube bei Inspetktor Bender, das Mittag- und Abendessen bei Frau Kosselin teilte. . . .

Wenige Tage danach schreibt Bigelius an seine Söhne:

„Am Sonntag (11. Oktober) war hier grobe Solemnität wegen der Siege gegen Rußland. Der Herzog, und der ganze Hofstaat waren des Morgens hier in der Kirche, wo ein großes Te Deum laudamus von dem Orchester des Theaters abgeungen wurde. Den Wagen des Herzogs begleiteten sämtliche reitende Jäger, vor dem Stadthor paradirten die Landjäger, und vor der Kirche die ganze hiesige Garnison. — Die sämtliche Dienerschaft hatte sich im Schloß versammelt, und ging in Procession in die Kirche. Der Herzog wohnte dem Gottesdienst bis ans Ende bei und fuhr dann mit seiner Begleitung nach Biedrich zurück.“

Des Abends war freyer Eintritt in das Theater, wo die neue Oper Camilla aufgeführt wurde. — Nach dem Theater waren die Hauptstrahlen der Stadt schön illuminiert, und die Herrschaften fuhren herum um alles zu sehen. Wir hätten sehr gewünscht, daß Ihr noch hier aewesen wäret.“

Die Siege über Rußland, die in Wiesbaden so gefeiert wurden, waren offenbar die Schlacht bei Borodino am 7. September und der Einzug Napoleons in Moskau am 14. September 1812. Wenige Tage aber nach der Wiesbadener Siegesfeier, am 19. Oktober, trat der Kaiser den zu lange ver-zögerten Rückzug aus Moskau an, der die Vernichtung der „großen Armee“ zur Folge hatte. Davon freilich erfuhr man in Nassau so gut wie nichts, zumal ja auch für das übrige Deutschland das Schicksal der nach Osten gezogenen Hundert-tausende lange mit einem undurchdringlichen Schleier verdeckt blieb.

Allerdings war ja das Herzogtum an dem Feldzug im Osten nicht unmittelbar beteiligt; die Söhne Nassaus kämpften seit Jahren in den französischen Heeren in Spanien. Dortbin bestand ein wohl aeregellter, wenn auch sehr zeit-raubender Verkehr; wiederholt im Laufe der Jahre gingen Erhärtungen zur Ausfüllung der Lücken, die die blutigen Kämpfe in die Reihen der beiden Infanterie-Regimenter und der Eskadron Reitender Jäger rissen, nach Spanien ab, während verwundete und erkrankte Offiziere und Mann-schaften mit Urlaub in die Heimat zurückkehrten.

So kam am 17. Oktober Major August Thilemann aus Spanien nach Wiesbaden. Durch die Mutter des Geheimrats, der geborenen Thilemont stand er der Familie Bigelius ver-wandtschaftlich nahe. Bei der Bildung der kleinen Heeres-macht des damaligen Fürstentums Nassau-Hünnaen in den Jahren 1803/04 war er als Hauptmann übergetreten und im November 1809 Major und Chef des 2. Bataillons im 2. Regiment unter Oberst von Kruse geworden. Von ihm schreibt Bigelius an die Söhne nach Idstein:

„— Er ist den Krieg, wie es scheint, sehr müde, siehet übrigens recht gut aus, außer daß das Gesicht ein wenig aufgejchwollen ist, welches er der schlechten Cur des Realments Doctors Schuld giebt, der ihm das Podagra aus den Füßen in die Augen und das Gesicht getrieben habe. — Von dem 2ten Regiment in Spanien sind nunmehr auch endlich Be-richte angekommen. Das Regiment ist in ziemlich gutem Zu-stand bei Valencia, und es fehlen ihm einschließlic der Ge-fangenen nur etwas über 200 Mann. Durch die ehestens ab-gehende Rekrutierung Mannschaft wird es also wieder über-complett werden.“

*) Fortsetzung aus Nr. 25 vom 29. Oktober.